

Dankesrede Tucholsky

max 30 Min

Sehr geehrte Anwesende,  
liebe Mitglieder der Kurt-Tucholsky-Gesellschaft,  
liebe Jury  
und liebe Susanne Mayer,

vielen, vielen Dank.

Ich freue mich sehr über diesen Preis, aus verschiedenen Gründen. Weil es ein Preis ist, natürlich, aber besonders weil es der Tucholsky-Preis ist – ich habe vor ein paar Jahren mal eine Zeitlang in der Tucholskystraße hier ganz in der Nähe gewohnt, und *das* fand ich damals schon cool, aber Tucholsky-Preis ist natürlich noch besser als - Straße.

Und ich freue mich auch, weil Kolumnenschreiben etwas ist, wofür man gar nicht so leicht Preise kriegen kann. Es gibt zwar einen Haufen Preise in Deutschland, die für literarische oder publizistische Tätigkeiten vergeben werden, aber selten für Kolumnen.

Das ist einerseits verständlich; die meisten Journalismus-Preise werden für das vergeben, was offensichtlich sehr viel Arbeit macht, für lange Recherchen, für große Reportagen oder Porträts, solche Sachen. Und dann gibt es Literaturpreise, die hauptsächlich für Romane vergeben werden. Nur leider ist das manchmal auch etwas einseitig – zumindest hatte ich in den letzten Jahren das Gefühl, wenn man Sachbücher schreibt, dann ist die Chance sehr klein, dass man mit einem linken, feministischen Buch einen Preis kriegen wird, also, sagen wir mal, die Chance einen Sachbuch-Preis zu kriegen, ist in Deutschland wahrscheinlich immer noch sehr viel größer, wenn man über Hitlers Hunde oder Bismarcks Garten schreibt oder Luthers... Hunde, falls er welche hatte.

Nun ist es natürlich im Grunde schon eine Ehre an sich, überhaupt eine eigene Kolumne schreiben zu dürfen, die von vielen Menschen gelesen wird. Diesen Platz zu haben, an dem man sich zu aktuellen Fragen äußern darf, das ist an sich schon ein ziemliches Privileg. Es ist zwar meist eine vergleichsweise kurze Form von Text, aber dafür auch die persönlichste, fast immer gibt es ein Foto der Autorin oder des Autors daneben. Neulich erwähnte ich in einem Gespräch mal, dass ich das gar nicht so gut finde, mit dem Foto. Ich weiß, es ist Tradition, Kolumnen und auch Kommentare haben oft dieses Foto irgendwo neben der Überschrift, aber ich weiß gar nicht, ob das nicht auch vom Text ablenkt. Beziehungsweise: Ich *weiß*, dass es manche Leute ablenkt, sonst hätte ich nicht auf meinem Computer einen ganzen Ordner voll mit

Nachrichten von Lesern – und wenigen Leserinnen –, die ins Genre Frisurkritik gehören; und immer wieder Nachrichten von Leuten, die versuchen aus dem Foto abzulesen, wie es um das Sexualleben der Autorin steht, und so weiter. Ich erwähnte also in besagtem Gespräch, dass ich das mit dem Autorinnenfoto etwas kritisch sehe, und mein Gegenüber meinte: Doch, das Foto muss da sein, damit die Leute wissen, wen sie hassen.

Naja. Dieses Foto, das da immer neben dem Namen steht, suggeriert aber irgendwie auch, dass so eine Kolumne das Werk einer einzelnen Person ist, und das stimmt zwar in gewissem Sinne, aber dann auch wieder überhaupt nicht. Denn man kriegt so eine Kolumne nur, wenn es Leute gibt, die an einen glauben, und man hält es nur durch, sie über längere Zeit zu schreiben, wenn es Leute gibt, von denen man weiß: Die sind auf meiner Seite, egal, was ich mir da diese Woche wieder ausgedacht habe. Und gleichzeitig ist es sehr beruhigend zu wissen, dass es Leute gibt, die auf meiner Seite stehen, aber auch Bescheid sagen werden, wenn sie das Gefühl haben, dieses oder jenes war dann doch etwas daneben. Was natürlich immer mal passieren kann, wenn man sehr viele Texte schreibt.

In diesem Sinne danke ich allen, die um mich herum darauf achten, dass ich keinen Quatsch mache, die mich unterstützen, inspirieren und kritisieren.

Susan Sontag hat mal geschrieben: „Das Schreiben ist eine kleine Tür. Manche Phantasien passen, gleich großen Möbelstücken, nicht hindurch.“ Ich bin sehr froh, dass ich weiß: An meiner Seite stehen einige Menschen, die mit mir zusammen versuchen, das Zeug durch die Tür zu kriegen. Oder mir sagen, wenn es nicht geht.

Ich danke meinen Freundinnen und Freunden, meinem Freund, meiner Schwester, meiner Mutter und meinen Großeltern. Dass sie da sind. Meiner Redaktion bei Spiegel Online und meinem Verlag Rowohlt. Dass sie mich machen lassen, und helfen, wenn ich Hilfe brauche.

Es ist nicht so selbstverständlich, eine Redaktion und einen Verlag zu haben, die einem in Konfliktfällen zur Seite stehen. Ich weiß, dass das ein großes Glück ist. Und Konfliktfälle hat man definitiv, wenn man eine politische Autorin ist. Ich bin froh, dass Stefan Kuzmany mein Redakteur bei Spiegel Online ist. Es ist um Himmels Willen kein leichter Job Kolumnist\_innen zu betreuen, und es gab, seit ich vor etwas über 4 Jahren mit der Kolumne bei Spiegel Online angefangen habe, schon lange Telefongespräche zu absurden Uhrzeiten, bei denen er es geschafft hat, mich vom Zweifeln oder Heulen zum Schreiben zu bringen. Und ich bin froh, dass es auch einige andere in der Redaktion gibt, auf die ich zählen kann, vor allem Enrico Ippolito und Eva Thöne.

Bei meinem Verlag Rowohlt danke ich allen, die in den letzten Jahren so viel für mich getan haben: meiner Lektorin Johanna Langmaack, außerdem hauptsächlich Lisa Marie Paesike, Nora Gottschalk, Tessa Martin. Meinem neuen Verleger Florian Illies, für die Unterstützung, und meiner ehemaligen Verlegerin Barbara Laugwitz, denn wenn sie mich nicht irgendwann nach einer Lesung abends in einer Neuköllner Bar gefragt hätte, was ich eigentlich so machen will nach dem ersten Buch, dann hätte es meinen Kolumnenband wohl nicht gegeben.

Einen Kolumnenband zu machen, also das Buch, das dann als „Die letzten Tage des Patriarchats“ erschien, war erst nur eine sehr vage Idee. Ich wurde nach Lesungen manchmal gefragt, ob es meine Kolumnen auch als Buch gibt, und ich musste immer Nein sagen – und fand es erstmal einen etwas eitlen Move, schon mal veröffentlichte Texte als Buch zu drucken. Aber weil die Leute danach fragten, dachte ich, naja, kann man ja mal überlegen, und ich erzählte Barbara Laugwitz davon, beziehungsweise fragte sie, ob sie das interessant fände, und sie sagte sowas wie: Ja, sofort, nächsten Herbst. Und so kam das dann auch. Wenn ich diesen Preis für die Kolumnen bekomme, die in diesem Buch versammelt sind, dann ist das auch ein bisschen ein Preis für Frau Laugwitz, die fand, dass es sich lohnt, daraus ein Buch zu machen.

Ich danke den Leuten von der taz, die auf die Idee kamen, mich überhaupt Kolumnen schreiben zu lassen, vor allem Daniel Schulz, und ich danke meiner Anwältin Christina Clemm, denn ohne eine Anwältin kommt man in dem Job leider nicht aus in diesen Zeiten. Ich danke all den Menschen, die meine Texte lesen und weiterverbreiten und die mir schreiben, was die Texte, die ich schreibe, für sie bedeuten.

Die Person, die für meine Arbeit am allerwichtigsten ist, ist meine Agentin Barbara Wenner, die mich jetzt schon einige Jahre unterstützt, und die schon lange an meiner Seite war, bevor mein erstes Buch erschien – und es wäre ohne sie so nicht erschienen. Ich könnte problemlos den Rest meiner Redezeit mit Dank an sie füllen, aber ich ahne, dass sie das nicht gut finden würde und möchte deswegen noch über etwas anderes reden.

Ich möchte darüber sprechen, was es für mich bedeutet, eine politische Autorin zu sein. Heute, in diesem Land. Das Thema der Jahrestagung hier war ja: Schriftstellerinnen und Schriftsteller und ihr politisches Engagement, vielleicht passt das.

Vor ein paar Monaten habe ich einen Reporter getroffen, der mit mir über meine Arbeit reden wollte, und er fragte mich, wie das war, als ich anfing, zu schreiben. Er fragte: „Dachtest du, als du angefangen hast Texte zu veröffentlichen, dass du mal eine so wichtige feministische Stimme in Deutschland werden würdest?“ Und ich sagte: „Ja, klar.“ Er: „Ach, wirklich?“ – Und ich musste sehr lachen, weil: Nein, Mann,

natürlich nicht. Das war ein Scherz gewesen. Ich habe bei der taz mit Theaterkritik angefangen. Ich will nicht sagen, dass das niemand liest, aber sagen wir: fast niemand.

Hier übrigens eine kleine Tucholsky-Parallele. Ich habe gelesen, dass Tucholsky auch mit Theaterkritik angefangen hat (unter anderem, aber auch damit), auch mit Anfang zwanzig. Weiß aber nicht, wie weit dieser Vergleich trägt, meine Gründe für Theaterkritik waren nämlich sehr simpel, ich hatte einfach festgestellt, dass es Pressekarten gibt, mit denen man kostenlos ins Theater kann, wenn man danach dann etwas Kurzes schreibt, und das kam mir einfach vor wie ein sehr guter Deal.

Irgendwann fing ich dann, ziemlich zufällig, mit Kolumnen an, die am Anfang aber eher eine Art Tagebuch waren und nicht sehr politisch. Also, eigentlich kaum politisch. Aber je mehr Leute meine Texte lasen, desto stärker hatte ich das Gefühl, ich sollte diesen Platz, den man mir gibt, eher für relevantere Fragen verwenden, und die Texte wurden immer politischer.

Das ist die eine Seite: Eine Autorin zu sein, die politische Texte schreibt, bedeutet für mich eine Form von Verantwortung. Eine Verantwortung, die größer wird, wenn die Reichweite der Texte größer wird. Man muss sich gut überlegen, wen man angreift. Immer nach oben, nie nach unten.

Die andere Seite ist: Eine Autorin zu sein, die politische Texte schreibt, bedeutet für mich auch, vieles von den hässlichen Seiten dieser Zeit zu sehen.

Ich mache meine Arbeit sehr gerne, ich könnte mir keine bessere vorstellen. Aber ich frage mich auch: Wie gesund ist das eigentlich, einen Job zu machen, bei dem man Morddrohungen irgendwann *normal* findet, und bei dem man sich daran gewöhnt, dass diejenigen, die diese Drohungen schreiben, oft nicht gefunden werden?

„Sprache ist eine Waffe. Haltet sie scharf.“ Das ist eine Aussage von Tucholsky<sup>1</sup>, die gerne zitiert wird, und ich finde sie gut, aber man muss auch sehen: Diese Waffe haben nicht nur wir, die haben die anderen auch. Die anderen, damit meine ich diejenigen, die Hass verbreiten, die mit Beleidigungen und Gewaltdrohungen reagieren.

Wer sind diese Leute? Ich weiß es nicht. Ich kenne ihre Namen oft nicht, manchmal schon – sie schreiben ja manchmal unter Klarnamen. Ich kenne ihre Hintergründe nicht, ich will sie ehrlich gesagt auch nicht unbedingt kennen. Aber ich kenne ihre

---

<sup>1</sup> <https://www.textlog.de/tucholsky-fehlt-wort.html>

Ängste und ihre Unfähigkeit mit Veränderung umzugehen. Veränderung in dem Sinne, dass die Stimmen vielfältiger werden, die heute hörbar sind.

Sie ertragen es nicht.

Sie ertragen nicht, die Meinungen von Frauen zu hören.

Sie ertragen nicht, die Meinungen von jungen Frauen zu hören.

Von Feministinnen zu hören.

Von Linken zu hören.

Von Migrant\_innen zu hören.

Von queeren Menschen zu hören.

Sie ertragen es nicht, die Meinungen von Menschen zu hören, die anders sind als sie selbst.

Wenn ich Lesungen mit meinen Büchern mache, dann fragen auf fast jeder Veranstaltung Leute nach dem Thema „Hass im Netz“. Wie ist das, mit diesen Onlinekommentaren, wie ist das mit den Drohungen, wie ist es mit den Beleidigungen. Die meisten Fragen sind dann ungefähr so formuliert:

Was macht der Hass mit Ihnen?

Oder: Was war bisher die schlimmste Drohung, die du bekommen hast?

Oder: Wie halten Sie das aus?

Der Witz ist: Es ist keine besonders interessante Frage, ob und wie ich das aushalte. Ich halte es aus. Die Fragen, die mir zu diesem Thema gestellt werden, lassen oft eine Neugier durchscheinen, die ich teilweise eher als Sensationslust beschreiben würde: Wie ist das für diese junge Frau, geht sie daran kaputt, macht es sie zynisch, macht es sie bitter, macht es ihr Angst? Ich kann diese Neugier ein bisschen nachvollziehen, ich habe aber kein Interesse daran, sie zu befriedigen. Ich habe ein Interesse daran, zu sagen, um was für eine politische Situation es sich handelt.

Denn die Fragen nach dem Hass sind meist individuell gestellt, aber das Problem mit dem Hass ist kein individuelles, und es gibt keine individuelle Lösung dafür.

Ein Teil der Lösung wäre eine bessere Verfolgung dieser Straftaten, und mit Straftaten meine ich nicht Beleidigungen. Theoretisch sind das zum Teil auch Straftaten, aber Beleidigungen sind mir egal, ich beleidige auch Leute in meinen Texten, ich versuche es halbwegs niveauvoll zu machen; es ist jedenfalls okay, wenn was zurückkommt. Mit Straftaten meine ich Bedrohungen, Einschüchterungsversuche, Aufrufe zu Gewalt.

Denn ich sehe, dass diese Worte manchmal wirken: Ich sehe Autorinnen, die sich aus sozialen Medien zurück ziehen; ich sehe Journalist\_innen, die sich ganz genau überlegen, ob sie zu einem bestimmten Thema nochmal etwas schreiben, weil sie

Fluten von Hass ausgesetzt sind; ich sehe Kolleginnen und Kollegen, die Drohungen von Nazis im Briefkasten haben, weil ihre Adressen veröffentlicht wurden; ich sehe wie Kolleginnen und Kollegen an der Arbeit der Polizei und Staatsanwaltschaft verzweifeln. Und man muss sagen: mit Recht verzweifeln.

Es ist leider so, man ist als politische Autorin in diesem Land heute nicht besonders gut geschützt, und das liegt unter anderem daran, dass diejenigen, die für den Schutz von Presse- und Meinungsfreiheit eigentlich zuständig wären, ihre Arbeit zum Teil nicht gut machen. Und das ist noch ziemlich freundlich ausgedrückt. Es gibt natürlich Leute dort, die sich Mühe geben, aber es gibt auch die, die komplett versagen.

Und dann hat man Arbeit. Arbeit, die man nicht haben sollte. Es macht eh schon Arbeit, Drohungen zu dokumentieren und anzuzeigen, auch wenn man eine sehr gute Anwältin hat, aber es macht noch mehr Arbeit, wenn diese Sachen nicht richtig bearbeitet werden. Ich würde die Zeit, die ich darin investiere, lieber benutzen, um Texte zu schreiben, weil *das* meine Arbeit ist. Ich würde gern mehr daran glauben, dass diese Leute *ihre* Arbeit auch machen.

Manchmal zweifle ich da sehr dran, manchmal fühlt es sich an wie ein schlechter Witz. Ein Beispiel. Eine Vergewaltigungsdrohung, die ich mal bekam, war sehr explizit formuliert, eine ausführliche Aufzählung sexueller und gewalttätiger Phantasien, der Täter schrieb mir sehr genau, was er wie mit mir tun will, also, wie er mich brutal vergewaltigen will. Es war, je nach Interpretation, eine Vergewaltigungs- oder Morddrohung. Anzeige, Verfahren, Verfahren eingestellt, Täter nicht gefunden – okay, manche können nicht gefunden werden, aber: Der Straftatbestand, den die Staatsanwaltschaft formulierte, lautete „Verbreitung pornographischer Schriften“. Ich wusste bis dahin nicht mal, dass das überhaupt etwas Strafbares ist, aber vor allem war das keine pornographische Schrift, es war eine sehr konkrete Drohung.

Ein anderes Beispiel. Ich bekomme die meisten Gewaltandrohungen, wenn ich über Gewalt gegen Frauen schreibe. Die Leute werden irgendwie inspiriert dadurch. In einem Text ging es darum, wie viele Frauen in Deutschland von ihren Partnern oder Ex-Partnern ermordet werden – nämlich aktuell alle zweieinhalb Tage eine Frau –, und jemand reagierte daraufhin so: „Du rotes Stück Scheiße gehörst so verprügelt, dass du nie mehr schreiben und deinen versifften sozialistischen Scheiß verbreiten kannst. Ihr Zecken werdet bald brennen. Du Hure. Du verdammtes Stück Dreck bist bald fällig.“ Gut eine Woche später schrieb er nochmal: „Du Schlampe gehörst erschossen. Kriegst du nicht genug Schwänze oder was ist los?“

Der Absender dieser Nachrichten wurde ermittelt – beziehungsweise, ich muss sagen, er wurde von mir ermittelt, weil er sich sehr leicht googeln ließ. Jedenfalls sah die Staatsanwaltschaft am Ende von der Verfolgung ab, und man begründete das damit,

dass der Täter eh im Ausland wohnte und nicht vorbestraft war, und dass seine Äußerungen als „private Nachricht“ verschickt wurden, nicht öffentlich. Es gab in dem Einstellungsschreiben den Satz: „Ein öffentliches Interesse, das die Strafverfolgung gebietet, liegt nicht vor.“ – Ich weiß nicht. Ich glaube eigentlich, also, ich würde gern daran glauben, dass es ein öffentliches Interesse daran gibt, dass Autorinnen Texte schreiben dürfen, ohne dass ihnen erklärt wird, sie sollten verprügelt, erschossen und verbrannt werden. Das scheint mir nicht zu viel verlangt.

Mich irritiert das. Mich irritiert sehr vieles am juristischen Umgang mit diesen Dingen, und das liegt nicht nur daran, dass ich keine Juristin bin.

Wegen konkreter Drohungen hatte ich mal eine Sicherheitsberatung beim LKA. Das war nett, einerseits, schön wenn man beraten wird, aber es war auch etwas bizarr. Ich bekam da unter anderem den Tipp, abends im Dunkeln besser nicht allein unterwegs zu sein. Und wenn doch, eine Taschenlampe mitzunehmen. Und wenn mir etwas komisch vorkommt, die Polizei zu rufen. Ja. Mir kommt etwas komisch vor. Ich kenne ähnliche Geschichten von anderen Autoren und Journalistinnen. Manchen wird geraten, gar nicht mehr alleine rauszugehen. Das ist – schwierig.

Taschenlampe gegen Nazis, ich fürchte, das funktioniert nicht. Das ist nicht der Antifaschismus, den ich mir vom Staat wünsche. Was funktionieren würde, wäre – vielleicht – Abschreckung, weil Täter ermittelt und bestraft werden. Damit sich die Feinde von Presse- und Meinungsfreiheit, die ihren Hass verbreiten, nicht mehr so sicher fühlen können. Was funktionieren würde, wäre eine Gesellschaft, die körperliche Angriffe auf Journalistinnen und Journalisten ernster nimmt, und nicht als etwas betrachtet, was diese eben aushalten müssen in politisch so „aufgewühlten“ Zeiten. Sie halten es ja aus, meistens.

Was funktionieren würde, wäre auch eine Öffentlichkeit, die „Hass im Netz“ nicht als etwas betrachtet, das irgendwelche anonymen frustrierten Typen am Computer im Keller ihrer Mutter verbreiten, weil sie – was weiß ich, von der Politik enttäuscht sind oder von den Frauen oder wem auch immer. Sogenannter „Hass im Netz“ bleibt nicht unbedingt im Netz. Walter Lübcke bekam auch „Hass im Netz“ ab, bevor er erschossen wurde.

Es gibt diesen Text von Kurt Tucholsky von 1922, in „Was wäre wenn,...“<sup>2</sup>, er warnt darin vor weiteren politischen Morden – es hatte in den Jahren zuvor schon einige gegeben: Liebknecht, Luxemburg, Landauer und andere –, und Tucholsky sieht darin ziemlich beachtlich in die Zukunft, er stellt sich in diesem Text vor, dass ein Minister

---

<sup>2</sup> <https://www.textlog.de/tucholsky-republik-1922.html>

erschossen wird – und zwei Tage später wurde dann tatsächlich Walther Rathenau von Rechtsextremen erschossen.

„Wie war das möglich?“, schreibt er. „Das war möglich, weil die Republik vier Jahre hindurch geschlafen hatte. Das war möglich, weil man sich darauf verlassen hatte, dass ein großer Teil des Bürgertums und fast die gesamte Arbeiterschaft gut republikanisch sei – was ja auch stimmte. Aber man hatte nichts, nicht das Geringste getan, um diese Leute zu unterstützen. Warnten sie, so hatte man abgewiegelt.“

Man wiegelt auch heute ab. Das Komische ist: Wir tun das zum Teil selbst. Ich finde es sehr unangenehm, dass ich es an mir selbst beobachten kann, wenn über einzelne Morddrohungen gegen Politiker, Anwältinnen, oder Journalistinnen berichtet wird, dass ich dann kurz denke: Ja, normal. Ich möchte das nicht normal finden. In Wirklichkeit müsste man von jeder dieser Drohungen berichten, um zu zeigen, dass sie für manche Leute Alltag geworden sind. Für Leute, die Texte schreiben, Leute, die für Vielfalt eintreten, Leute, die sich nicht einschüchtern lassen. Um zu zeigen, bei welchem Level wird inzwischen angekommen sind.

Ein Text von Tucholsky heißt „Wir Negativen“<sup>3</sup>, er ist hundert Jahre und ein paar Monate alt, und es gibt darin den Satz: „Wir wollen kämpfen mit Hass aus Liebe.“ Guter Satz, finde ich. Der Text beginnt damit, dass er schreibt: „Es wird uns Mitarbeitern der ›Weltbühne‹ der Vorwurf gemacht, wir sagten zu allem Nein und seien nicht positiv genug.“

Mir kommt das bekannt vor. Ich mag die Mischung aus Wut und Melancholie, die in diesem Text steckt, und in die in vielen Texten Tucholskys steckt. Eine gewisse Müdigkeit angesichts der Welt, aber auch ein starker Wille.

Wenn man politische Texte schreibt, wenn man linke, feministische Texte schreibt, dann kennt man den Vorwurf, dass man immer nur meckert. Es stimmt natürlich auch. Man meckert viel, und es ist schön, wenn man dafür bezahlt wird. Und wenn das alles manchmal etwas negativ wirkt, dann ist das vielleicht der erste und oft ein berechtigter Eindruck, aber sagen wir mal so: Wenn ich nicht die Hoffnung hätte, dass sich an den Zuständen, wie sie sind, etwas ändern lässt, dann würde ich mir nicht die Mühe machen, Texte darüber zu schreiben.

In diesem Sinne danke ich allen, die diese Mühen mittragen. Ich danke allen, die dazu beitragen, dass es trotz allem auch sehr viel Spaß macht, und ich danke der Jury für ihre Entscheidung und Ihnen allen fürs Zuhören.

---

<sup>3</sup> <https://www.textlog.de/tucholsky-wir-negativen.html>